

BUNTE WELT

Nr. 15

Unterhaltungsbeilage

1936

„Hier bin ich Mensch...“

Viermal Ostern — oder die Tragödie der Gemeinschaft

Dies ist das Drama einer Generation in vier Akten — wer schreibt es? Da ist ein kleines Haus im Vogesenwald. Hoch steht es über Fluß und Tal, herrlich ist die Aussicht, die es verleiht, heimelig der kleine Innenraum: einfache Holzbänke und Tische, schlicht der Kamin, hier ist gut sein. Und hier ist man gut. Man schreibt das Jahr

1906

Der junge Mann, der da mit seiner Herde Wandervögel gekommen ist, zwanzig jungen Menschen mit blanken Beinen und freiem Hals, mag eben zwanzig Jahre alt sein. Aber er steht unter ihnen wie ein Meister. Kraft strömt von ihm aus, sicher sind seine Weisungen an die Gruppe, verehrend die Blide, die ihn treffen von Ursch und Mädel. Sie nennen ihn beim Vornamen und wenn sie den aussprechen, so klingt es, als sprächen sie zu ihrem Gott. Denn er, Werner, ist das lebendige Band ihrer Gemeinschaft: er hält sie zusammen, er gibt ihnen den Sinn, da er sie führt zu den Idealen eines neuen herrlichen Lebens. In dieser Welt, für die sie mit ihm kämpfen wollen, wird der Mensch Mensch sein dem Menschen, einer da sein für, nicht wider den anderen, Friede und Freude sein unter denen, die da wandern im Erdenrund, Recht herrschen und gleiche Pflicht für jeden.

Am Samstag sind sie ausgezogen, von der Grenze her haben sie den Wald sich erobert: denn sie sind jung und das ist schön, denn sie sind die junge Garde des Proletariats, das keine Landesgrenzen scheut, frei der Welt gegenüberstehen, brüderlich dem Menschen aller Rassen. Und Werner hat sie geführt. Bei einer einsamen Fahrt hat er dieses Waldhaus gefunden und sich und den Seinen als Heim gesichert. In „fremdem“ Land eine Oase der Freude zu sein ihren Fahrten.

Und als die Nacht vorüber war, taufreich der Morgen sich erhob über den Vogesen, im Freien am Quellhuben und Mädel sich gewaschen, den Morgenmantel genommen hatten, da sah Werner unter ihnen, sie bildeten den Kreis und er hatte ein Buch in der Hand, daraus las er. Seine Stimme war wärmer als sonst, ein jeder fühlte das Glücken seines Herzens, da er las was er fühlte, aus Goethes Faust, den Osterpaziergang. Und Werner hob die begeisterteste Stimme, „Hier“, so hieß es da, „hier bin ich Mensch, hier kann ich sein!“

1916

Zehn Jahre sind vergangen. Die blanke Hütte über dem Wald in den Vogesen ist verwandelt. Ein Stappentagarett hat hier sein Zelt aufgeschla-

gen. Geschäftig eilen Samariter einher in weißen Mänteln gehen Ärzte hinzu, man trägt auf Bahren stöhnende Verwundete... das Donnerrollen der Kanonen löst herüber... s' ist Krieg über der Welt, Nord und Vernichtung.

Den Arm in der frischen Binde geht der Hüftler Werner Boigt ein Stück in den Wald hinein. Er muß allein sein mit seinen Gedanken.

Ist es nicht Ostern? Ostern wie damals, als er hier sah unter den Seinen? Ostern, das Fest des Frühlings und der Erneuerung? Aus dem Tornister hat er den zerlesenen kleinen Neclamband mitgenommen, auf dem „Faust“ steht von Goethe. Mit der gesunden Hand zieht er das Büchlein aus der Tasche, auf einem Baumstumpf sitzt er nieder und sieht sich um.

Da keimt das junge Grün aus dem Boden, da duften die Bäume wie eh und je, da lacht der Himmel über einer Welt, die der Zerfall schültert. Und keiner der Seinen mehr ist um ihn. Freund Heinz gefallen, neben ihm zerflossen der junge geliebte Körper. Spärliche Briefe von hier und dort zeigen, wie der Bahn erfährt hat die gläubigen Menschen der Zukunft, andere aber

auch fest geblieben sind, kraftvoll sich Trost zuschreiben und Zuversicht, daß aus diesem Bad des Grauens Neues aufsteigen werde wie die Frühlingssonne über ihrem Vogesenwald.

Traurig sieht Werner auf sein Haus, ihre Hütte, das Heim ihrer Gemeinschaft — was ist daraus geworden... ?? Und er senkt den Blick auf das aufgeschlagene Buch... „Hier bin ich Mensch...“ ??? Weinend über diese Welt bricht er auf die Seiten nieder, auf denen es steht...

1926

Und wieder zehn Jahre und wieder ein anderer Tag. Und wieder ein Ostern. Vor dem Haus in den Vogesen, auf Steinen, die geschichtet liegen, sitzen zwei Menschen, Mann und Frau. Zwei Kinder spielen im nahen Grün.

Die beiden Menschen sitzen vornübergelehnt, als trügen sie Trauer um eine Welt, die doch blüht und sonnengekrönt ist wie nur jemals im Lenz. Aber hinter ihnen die Mauern sind zerfallen, hier wohl mag ein Haus gestanden haben einmal, jetzt sind es nur Trümmer. Leere Fensterhöhlen zeigen, wo einmal ein Heim war, das Heim ihrer Jugend. Denn es ist Werner und sein junges Weib, die hier sitzen. Eine aus der Herde von damals ist bei ihm geblieben, eine von so vielen, sie ist ihm gefolgt nach dem Geis ihrer Liebe, zwei Kinder sind da, so jung, so unschuldig an allem... Wo aber sind die Freunde, wo aber ist die Gemeinschaft??

Am seligsten noch dünken Werner heute die, denen früher Tod vor jenen zehn Jahren erspart hat, was nun kam. Denn er, der Gott war in der Mitte der Gemeinschaft, er ist arm-selig heute, vor der Betrübenheit der Welt.

Hätte er nicht wissen können, welche Gedanken ihn überfallen würden, als er diesen Osterausflug vorschlug in den geliebten Vogesenwald? Sich nicht denken können, daß er eine Ruine vorfinden würde? Nein, nun lassen ihn die Gedanken nicht los, der „Faust“ — das alte Fest ist es noch, neu gebunden, steckt im Rucksack: mag es da bleiben...

Max und Fritz und Gottlieb bei den wahnwitzigen Hebern, den braunen Gorden, Siegfried und Walter und Margot von Haß gepadte Radikale, denen er ein lauer Kämpfer, ja ein „Verräter“ scheint, zerfallen die Gemeinschaft, gespalten in Parteien, die so einig waren, zerfleischt von Gruppenwahn die einst Menschenbrüderschaft geschworen...

Werner sucht die Hand der Frau... den letzten Halt der Gemeinschaft.



Osterglocken

„Nicht doch...!“ sie lächelt, um ihn zu ermuntern, „komm, laß die Gedanken“...

1936

Aus dem Schornstein über dem Vogesenhaus steigt dünner Rauch auf. Die Fenster sind mit Glasstücken nordtürlich geflickt, eine Tür ist eingeseigt; ein großer Mistendel, es regnet in den Ostermorgen hinein. Nebel hängt über dem Wald, undurchsichtig wie die Zukunft ist die Vergluth. In dieser Ruine hat sich ein Mensch einquartiert. Wenn man die Leute im nahen Dorf fragt, so sagen sie, es handle sich um einen, der aus Deutschland fliehen mußte. Niemals gehe der Sonderling unter Menschen, zurückgezogen, vegetiere er da, kaum daß er einmal einen flüchtigen Gruß nide bei einem notwendigen Gang durchs Dorf. Werner nenne er sich, eine Frau habe er nicht mehr und seine Söhne sollen selbst bei denen sein, vor denen er floh.

Aber niemand weiß Genaues, denn keinem eröffnet er sich, mit niemanden hält ers. Wenn aber Sonne sei über dem Wald, dann könne man ihn oft sehen, wie er auf dem Hause stehe, als hätte er Aussicht, ob denn nicht jemand komme. Er habe eine rote Mähne, die hüße er dann wie ein Notzeichen im Schiffbruch der Zeit. Es gehe ihm gewiß schlecht, aber er wolle keine Hilfe und keiner weiß, wovon er lebt.

Zwei junge Menschen, junges Wandervolk aus dem Schweizerland, feste, kräftige Burschen, die sich dies erzählen ließen, sehen sich an: Wollen hingehen, sprechen sie zueinander, vielleicht können wir da etwas lernen. Und steigen bergan durch den nassen Wald... Werden sie lernen? Werden sie ändern? Eine Welt schaffen, in der man Mensch sein darf und kann?

(Nach dem Bericht eines Freundes mitgeteilt von J. Rechenbach.)

Metallarbeiter Thomas

Wichtig hieß er sogar Karl Friedrich Ernst Thomas. Als er im Jahre 1888 — dem Dreikaiser-Jahr — geboren wurde, wollte sein Vater ihn sogar mit Friedrich Wilhelm beglücken, es kam irgend etwas dazwischen und so erhielt er diese drei Vornamen. Er war ein fleißiger Arbeiter, der Ernst Thomas, müchtern, hartjam zäh. Schon frühzeitig wurde er in die Ideen des Sozialismus eingeführt und seitdem las er — sehr zum Entsetzen seines nationalen Vaters — Bücher und Broschüren, ja manchmal sogar den „Vorwärts“. Er war keine kämpferische Natur, aber etwas gefiel ihm doch an diesen Sozialdemokraten, die sich so für die Rechte der Arbeiter einsetzten. Langsam drangen die Gedanken des Sozialismus in ihm durch und so wie er seine Arbeit verrichtete, wortfarg und zäh, so verarbeitete er die neuen Gedanken und wurde allmählich zum überzeugten Sozialdemokraten. Die zwei Jahre Dienstzeit bei den „Elisabethern“ änderten nichts daran, auch nicht der Tod der Eltern, die ihm einiges Geld und einen wohl eingerichteten Haushalt hinterließen. Er hatte eine Braut, hatte seine Arbeit und alles schien auf eine glatte, bürgerliche Zukunft hinzudeuten, als der Krieg ausbrach. Thomas übergab Wohnung und Geld seinem Mädel und zog ins Feld. Wurde einmal und noch einmal verwundet, kam manchmal auf Urlaub, sah nach dem Rechten und fuhr wieder fort zu seiner Truppe. Es kam der Zusammenbruch der Front, der Umsturz, die Republik. Thomas lehrte zurück, marschierte in den Demonstrationsszügen mit, verteilte Flugblätter und ging zu den unzähligen politischen Versammlungen dieser bewegten Zeit. Im Sommer 1919 heiratete er seine Braut, nahm seine Arbeit wieder auf, zwar aufgewühlt durch das Geschehen dieser wirren Monate, aber doch bald wieder der ruhige, fleißige Arbeiter.

Als Mitglied der SPD und des Reichsbundes der Kriegesbeschädigten tat er seine Pflicht, so wie er sie annahm: bescheiden, aber mit Hingabe. Nie war er Funktionär, aber nie fand er zum Mitläufer herab. Die Jahre vergingen, sein Sohn wuchs zu einem aufgeweckten Knaben heran, dem der Vater viele Stunden der Freizeit opferte. Sein Fritz sollte nicht in die Fabrik gehen, er hatte mehr mit ihm vor und so schickte er ihn, als die Vorschuljahre vorüber waren, ins Gymnasium. Gewiß wurde der Verdienst knapper, aber es reichte noch, ja man machte sogar Ersparnisse. Im Sommer hatte man die Laube und das Stück Land in der Kolonie „Freiheit“, man baute Gemüse, freute sich an den Blumen und hielt gute

Freundschaft mit den Nachbarn der Kolonie. Manchmal sprach Thomas mit seinem Sohn über Politik, besonders als der Junge in der Schule zu viel von nationalen Ideen hörte. Er las ihm etwas aus guten Büchern vor, regte ihn zum Fragen an und baute vor ihm die Welt auf, die er sich seit seiner Zugehörigkeit zur SPD erträumt hatte.

Die Arbeitslosigkeit kam schließlich über ihn. Borerst ging es noch einigermaßen. Die Ersparnisse wurden aufgebraucht, Mutter ging waschen und Thomas selbst fand hier und da Gelegenheitsarbeit. Fritz sollte und mußte die „Hohe Schule“ weiterbesuchen, das stand für die beiden Alten fest; die Alten, die selbst noch jung waren.

Der Junge wurde in der Schule allmählich immer mehr von der nationalen Zaubertwelt ergriffen und immer schwerer wurde es dem Vater, das Gift aus dem Knabenherzen zu entfernen. Er erzählte dem Zwölfjährigen von den Zielen der arbeitenden Klasse, von Pazifismus, von der Solidarität der Proletarier aller Völker. Er malte ihm die Kaiser und Industriearbater, wie sie wirklich waren, er ließ vor den Augen des Kindes den Krieg erstehen mit seinen Greueln und seinem Elend. Fritz geriet in Zwiespalt. Dem sollte er glauben? Den Lehrern, die von Nationalbewußtsein, von Helden-Kaisern, von siegreichen Kriegen erzählten, den Mitschülern, die von Helden und hel-

denhaften Taten schwärmten, oder dem Vater, dem stillen Vater, der immer etwas müde und bedrückt war und so schwere Dinge sprach wie: Klassenbewußtsein, Sozialisieren, Pazifismus?

Eines Tages war Hitler da.

Thomas wurde noch stiller. Vorläufig geschah ihm nicht viel. Einige Hausbewohner sprachen nicht mehr mit ihm und schimpften hinter dem „Mazisten“ her, ein SA-Mann, mit dem er einmal diszipliniert hatte, schlug ihm zur „Belehrung“ und „Bekehrung“ mit dem Gummiknüppel über den Kopf, sonst ließ man ihn in Ruhe. „Er war ja kein Funktionär“.

Thomas sehnte den Frühling herbei. Dann konnte er wenigstens in seine Laube hinaus und auf seinem Felde arbeiten. Die Kollegen draußen in „Freiheit“ waren vernünftige Arbeiter, mit denen konnte man ein ruhiges Wort sprechen.

Als er zum erstenmal herauskam, wurde gerade die Hakenkreuzfahne der Gleichschaltung gehißt. Mit Horst-Wessel-Lied und „Deutschem Gruß“ und „Stillgestanden“. Thomas machte nicht mit. Er war so starr, daß er sogar wegzugehen. Mit zusammengebißenen Zähnen, häute in den Hosentaschen, sah er dem Schauspiel zu und drehte sich erst wortlos um, als ihn der Kolonievorstand zum Gruß der Fahne aufforderte. Zu Hause erzählte Fritz vom „Jungvolk“ und von „Hitlerjugend“. „Alle sind drin, Vater, alle sagen, jetzt ist's vorbei mit den Sozis. Darf ich nicht auch mitmachen?“

Thomas schwieg.

Am nächsten Tage holten sie ihn ab. Schnellrichter. „Verächtlichmachung der Fahne, sechs Monate Gefängnis. Thomas ging schweigend mit, nahm schweigend das Urteil an und wurde schweigend in Blöhsensee eingeliefert. Das Lamentieren half ja doch nichts. Mutter würde es schon allein schaffen. Nur Fritz machte ihm Kopfschmerzen. Wenn der Junge bloß kein Nazi würde in den sechs Monaten, er neigte obnein dazu, dem Einfluß der Lehrer und Mitschüler zu verfallen!

Das halbe Jahr ging vorüber. Thomas fand seine Frau etwas blasser und müder, einige Möbel waren verkauft, aber Fritz war noch nicht in der SA. Mutter hatte es trotz allen Bitten nicht erlaubt. Das alte Leben begann wieder. Einmal im Monat Stempeln, zweimal im Monat Anierstützung holen. In die Kolonie „Freiheit“ ging er nicht mehr — die Laube war um einen Pappenstiel verkauft worden und so blieb ihm nur die Arbeitslosigkeit. Fritz sah jetzt in Sekunda und war ein junger Herr. Er kannte alle Gliederungen der Partei, alle Führer, alle Abzeichen, seine Sehnsucht war die „Hitlerjugend“, aber er sprach nicht mehr darüber. Nicht zum Vater und nicht zur Mutter. Im zweiten Jahr der Herrschaft Adolf Hitlers erhielt Thomas wieder Arbeit. Rüstungsindustrie. Erst wollte er nicht, aber ein Blick auf Mutter's verhärmtes Gesicht, auf die leeren Stellen in der Wohnung zwang ihn dazu. Fritz hoffte jetzt stärker auf die Erlaubnis zum Eintritt in die SA. Vater mußte ja auch in die Arbeitsfront, wenn er die Arbeit behalten wollte. Aber komisch war es doch mit Vater. Wenn er müde von der Arbeit kam, machte er manchmal ein so frohes Gesicht. Nachts las er Mutter oft was vor, Fritz hörte es an dem eintönigen Murmeln, das durch die geschlossene Tür drang. Er wurde neugierig. Er horchte sogar am Schlüßelloch, aber nur einzelne Worte vernahm er, aus denen er sich keinen Vers machen konnte.

In der Schule wurde das Drängen der Kameraden immer stärker:

„Mensch, tritt doch endlich ein!“

Osterlied des Obdachlosen

Ich wandere durch die ewige Zeit,
Wo ist der Anfang — wo das Ziel —?
Anfang und Ende sind das Leid — —
Ich sehe nichts und doch zuviel... .

Der Osterloden Lied verklingt,
Die Sterne sind mein Nachtgebet,
Der Wind, der mich des Nachts umweht,
Mich in den Traum der Armen singt —

Wer Haus und Hof hat, feiert jetzt — —
Für mich hat niemand was versteckt,
Ich bin vom Staub der Zeit verdeckt,
Und wandere, heimatlos geheht — —.

Wenn morgens ihr zur Kirche geht,
Hab' ich mein Bett schon lang gemacht,
Mein Bett, das ist die tiefe Nacht,
Ich ernte Not, die ihr geät —!

Pierre.

„Ach was, Dein Oker, der alte Sozi, der muß einfach!“

„Er soll doch dem Führer dankbar sein, daß er jetzt wieder Arbeit hat.“

Fritz trat in die Hitlerjugend ein. Ohne zu fragen und ohne etwas zu erzählen.

Als im März die allgemeine Wehrpflicht verkündet wurde, zog Fritz im Aufenballraum seines „Banns“ die Uniform an, die ihm der Bannführer auf „Stoßern“ verkauft hatte und ging stolz nach Hause. Komisch, Vater schimpfte gar nicht. Er machte nur ein so verflucht sonderbares Gesicht und sagte kein Wort. Fritz ging wieder fort, gar nicht ein bißchen mehr froh und stolz.

Vater Thomas stampfte mit schweren Schritten in der Wohnung umher. Die illegale Zeitung und die beiden Flugblätter freuten ihn nicht mehr. Verbittert, niedergeschlagen stand er vor seiner abgehärmten Frau:

„Was nützt das alles, Mutter, wenn sie uns doch die Jugend nehmen. Wir haben unsere Jungens aufgezogen mit Mühen und Opfern, wir haben ein neues Geschlecht heranziehen wollen, das einmal unser großes sozialistisches Ziel erreichen sollte. Jetzt kommen sie und stehlen uns die Kinder mit Uniformen und Phrasen und Trara.“

„Fritz ist vernünftig, Ernst, sprich ruhig mit ihm. Erzähl ihm alles noch einmal. Weißt Du, vielleicht ist es ganz gut, wenn Du ihm aus „unserer“ Zeitung vorliest. Damit er hört, wie sie lügen, wie sie mit Arbeitern umgehen, wie sie ihre Versprechungen halten.“

„Dem Jungen von unserer Zeitung erzählen? Bist Du verrückt, Mutter? Der ist so voll von dem verfluchten Nazigist, der kriegt es fertig und verrät seine eigenen Eltern. Aee, Mutter, Krügel muß er haben, Krügel auf die verdammten braunen Hosen, bis sie von selbst rot werden.“

Aber Mutter ließ nicht locker, Mutter redete und redete: „Fritz ist unser Junge, ist Dein Sohn, der wirft das ganze Zeug fort, wenn Du ruhig mit ihm sprichst.“

Und Thomas versprach es schließlich.

Am nächsten Abend nahm er Fritz vor. Sehr lange saßen sie zusammen mit ernstem Gesichtern.

Thomas erzählte und las vor und erklärte. Er zerpflückte die Phrasen, er zeigte dem Jungen das wahre Gesicht des Nationalsozialismus und seiner Führer. Er zeigte ihm, wo das Kapital saß und der Militarismus, wie die Arbeitermörder schweigten und die „Arbeiterführer“ ihre „Untergebenen“ beglückten. Stunden und Stunden sprach er zu seinem Sohn. Fritz zog die Uniform nicht mehr an, ging nicht mehr zu den Gruppenabenden, zog sich zurück und machte lieber lange Spaziergänge mit dem Vater.

In der Schule begann man ihn zu quälen.

„Der olle Sozi“ — sein Vater — und der verfluchte „Marxismus“ waren die beliebtesten Themen, an denen sich alle beteiligten, weil es gegen ihn ging. Einmal lief es bei Fritz über. Er schrie ihnen hemmungslos seine Wut ins Gesicht. „Laßt euch mal von meinem Vater erzählen, was mit „ihnen“ los ist, ihr Quatschköpfe. Mit euch können sie's ja machen, ihr seid so doof, daß ihr alles glaubt, was sie euch erzählen. Aber bei uns nicht der Film. Vater weiß Bescheid, der kann's euch vorlesen, ihr Idioten.“

Morgens früh holte die Gestapo den Vater ab. Man fand eine illegale Zeitung und einige Flugblätter.

Thomas überstand das Verhör in der Abrechtsstrafe. Man vernahm ihn bis zur „physischen Vernichtung“ Tag und Nacht. Er

sagte nichts aus. Zeitung und Flugblätter gefunden, weiter sagte er nichts.

An dem Tage, als der „Volksgerichtshof“ sein Urteil sprach: Dreieinhalb Jahre Zuchthaus wegen „Verbreitung hochverräterischer Schriften“, sah er Frau und Sohn wieder.

Fritz war tränenüberströmt.

„Sie haben mich so gepiesackt, Vater, ich hab' nicht mehr gewußt, was ich redete. Ich hab die Schuld.“

„Schad' nichts, Junge, halt den Kopf steif, hilf Mutter und werde ein tüchtiger Sozialist.“

„Das verspreche ich Dir, Vater, wir holen Dich raus. Zimmer dauert es nicht mit den Nazis. Wir sind auch bald wieder dran.“

Der Metallarbeiter Thomas sitzt im Zuchthaus und wartet. Mit ihm warten Tausende und Abertausende in Zuchthäusern, Gefängnissen, Konzentrationslagern. Bett.

Als die Osterglocken klangen

Ueber dem Grenzwald und dessen Vorgelände hallten die Osterglocken. Feiertagsstimmung wehte um das Land und die Menschen, die hier daheim. Schöner Vorfrühling mit Sonne, Vogelklang und glänzenden Weidenkätzchen machten die Ostern 1915 zu einem wirklich heiligen Erleben in diesem Winkel des Friedens hinten an dem großen Grenzwald.

Mutter Kraus, damals eine gesunde fünf- undvierzigjährige Frau, ging in ihrem Festkleide den Kirchenberg hinauf zur Frühmesse.

Gar oft blieb sie auf dem Wege, der steil hinaufführte, stehen und blickte rückwärts in ihr Dorf und ihre Heimat. Sie sah vom Berge aus ihr kleines Häuschen, sah ihre Stube und ihre Menschen darin. Sah den Mann, wie er schwerfällig die Mastertlinge über den Stoppelbari führte, die beiden Jungen, kaum der Schule entwachsen, pudend und strahlend vor dem Spiegel stehen. Sonntags und an allen Feiertagen gabi sich ja die Jugend ein „Groß-Mendevous“ auf dem Kirchplatz vor dem Walde.

Sonn- und feiertags, da lachen die Menschen bei uns daheim, kaum wissend warum.

Und als Mutter Kraus all die kleinen vertrauten Bilder ihrer Familie drunten im Dorfe geschaut, wendete sie sich wieder und stieg weiter hinauf.

An ihre klopfende Brust hatte sie ein starkes, in Leder gebundenes Gebetbuch gepreßt.

Ja, an diesem Tage wollte sie inbrünstig beten, den Herrgott bitten, ihr Herzblut, das weit draußen irgendwo im Kriege stand, wieder heimzubringen.

Im Schatten des hohen Kirchturmes stehend, blickte sie lang und weit in den verfluchenden Osten hinaus. Sie suchte ihr Großkind, ihren Erstgeborenen.

Da stiegen herauf die Erinnerungen an die große junge Liebe zu dem Jüngling, der dann ihr Mann geworden. Da erlebte sie noch einmal all die Sehnsucht und das zitternde Erwarten in ihrer jungen Ehe.

Dann war sie Mutter geworden. Ihr Leben wäre bald um des Kindeslebens willen dahingegangen. Die große Liebe zu dem Kinde und dessen Vater rissen sie vor der Todespforte zurück.

Sonntage kamen. Und es kamen Tage voll harter Arbeit und Entbehrung. Kleines Glück wechselte mit Schmerz und Weh, und die Zeit ging dahin.

Dem Erstgeborenen folgten zwei Brüder und eine Schwester.

Mutter Kraus war fünf- und vierzig Jahre, als ihr großer Sohn als aktiver Soldat in den Krieg gezogen . . .

Drohndend fiel der Klang der Glocken in das Land, das einem weiten Dom glich.

Mutter Kraus ist als eine der Letzten in die Kirche eingetreten. Eng beisammen saßen die vielen Gläubigen in langen Kirchenstühlen.

Ihr Glaube ist echt, wahr und tief. Sie glauben um der großen Gerechtigkeit willen, die der Nazarener gelehrt. Ehern steht der Bibelspruch in ihrem Denken: „Früher geht ein Samen durch ein Nadelohr, denn ein Reicher in den Himmel!“

Wehe, wenn diese Menschen einmal erkennen, daß man sie irreführt!

Orgelspiel brannte durch das wehrauch- erfüllte Kirchenschiff. Mutter Kraus lag auf den Knien und betete um ihr Kind.

Ihre Blicke hing an dem Bilde Christi, der gütig und verstehend auf die Schar der Gläubigen herablickte.

Segenspendend stand der Priester vor dem Altar und sprach ein letztes Gebet für die Krieger der Heimat und deren Sieg.

Neugefächelt ging Mutter Kraus talab ihrem Dorfe zu . . .

Die schöne Osterzeit ist vorübergehücht. Anschloß der Alltag und die alte Angst um das Kind im Kriege draußen.

„Acht Tage sind schon vorbeigegangen. „Warum nur der Franz nicht schreibt?“ Klang verängstigt die Stimme der Mutter Kraus. Und ihr Mann antwortete mit seiner gesamten Kenntnis vom großen Kriege, empfangen durch das allwöchentlich einmal erscheinene Provinzblatt: „Vielleicht haben sie das Regiment vom Franz wieder an einen anderen Ort geschoben. Weißt doch, daß er noch nicht lange von Serbien herauf gekommen, um die Russen mit aufzuhalten, die von den Karpathen aus in Ungarn einfallen wollen.“

Darauf wieder Stille. Die Tage schlüchen trotz Sonnenschein und blühender Blumen trüg dahin.

Mutter Kraus stand eben im Hofraum mit dem Grastorb auf dem Rücken, fertig zum Gehen, als ihr Blick über die Wiese fiel, die an den Wald anschloß.

Da kam wie ein Betrunkener mitten im Arbeitstag ihr Mann gegangen. Ihm folgten die zwei Juben.

„Hinnusschwer“ schrie Mutter Kraus über die Wiese hinweg: „Franz?“

Der Mann schlug die Hände vor sein Gesicht und stöhnte jäh auf. Die beiden Juben weinten laut und schrien den Namen ihres Bruders.

Da schlug Mutter Kraus hintenüber. Eine lange Ohnmacht folgte. Nach dem Erwachen ein hilfloses Wimmern wie das eines Kindes und dann die große unheimliche Stille, die mit Mutter Kraus in das weitere Leben zog.

Nur einmal, gleich nach der Ohnmacht, hat sie gefragt, wann und wo ihr Bub gefallen sei.

Da hat ihr der Mann die Feldpostkarte vom Kompaniekommando vorgelesen.

„Korporal Franz Kraus, 6. Str. 4. Komp., starb am 5. April 1915, Osterfonntag vormittags den Heldentod am Dullapaf.“

Das braune Haarflecht der Mutter Kraus ward in wenigen Tagen weiß. Ihr Leben floh still in die Zeit bis zum heutigen Tag.

Nur die Oesterglocken wenn sie läuten hört, dann bliden ihre vertränten Augen suchend in die Ferne, hämmert das Blut wieder schneller durch den verwekften Körper.

Mitten im Oestertönen vermeint sie die letzten Zämerensschreie ihres großen, guten Franz zu hören, der um fremder Sache willen sterben mußte.

Mutter Kraus kann nimmer beten, nimmer lachen, sitzt da mit vertränten Augen und wartet auf ihren großen Bubem.

Josef Egerer.

Im Hafen von Marseille

Von Josef Wechsberg

Jeder, der einmal im Hafen von Marseille war, der Joliette, von wo die großen Ostafien- und Madagaskar-Steamer abgehen, kennt ihn; es kann ja gar keine Schiffsabfahrt ohne ihn geben. Der alte Georges! Fest und unbeweglich steht er in dem Chaos der Kisten, Kollis, Menschen, Maschinen und die exotische Atmosphäre von Abenteuerium und fremden Ländern, die um die großen Gangars weht, vermag seine Ruhe nicht zu erschüttern. Er hat es nicht nötig, sich auffallend zu benehmen. Sein Amt ist so wichtig, daß man ihn nicht übersehen kann. Wenn die Sirene zum dritten Male heult, alle Seile gelockert, alle Fallreeps aufgezogen sind, dann bildet ein letztes Halteau die einzige Verbindung zwischen dem Schiffslosh und Europa. Und dieses letzte Tau und damit die letzte Bindung zum Festland zu lösen, ist das Amt des alten Georges. Er versteht es mit der Würde, die ihm das Bewußtsein seiner Wichtigkeit verleiht. Wenn der Kommandant das Signal gibt und er sein Tau losläßt, fühlt er sich als der bedeutendste Mann am Molo, von ganz Marseille, von ganz Frankreich.

Selbst die ältesten Habitués der Ostafienlinien, die seit Jahren regelmäßige Ueberfahrten machen, können sich nicht erinnern, daß an seiner Stelle jemals ein anderer gestanden wäre. Der alte Georges ist ihnen eine Assoziation des Abschieds von Europa geworden, an die zu vergessen schwerer wäre als an Europa selbst. So wird es verständlich, daß der spleenige Amerikaner, der Georges zwanzig Dollar bot, wenn er ihm einmal seinen Platz überlasse, beinahe im weiten Bogen ins Meer flog — so wütend war der Alte damals.

Die Legende geht noch weiter. Sie erzählt, daß es im Jahre 1916 einen Tag gab, an dem ein Schiff ohne Georges Hilfe abfahren mußte; an diesem Tage hatte er die Nachricht erhalten, sein einziger Sohn Marcel sei bei Verdun gefallen. Die „City of Birmingham“ fuhr also los und Georges war nicht unter denen, die ihr zum Abschied nachwinkten. Drei Wochen später wurde sie im atlantischen Ozean torpediert; kein einziger von der Besatzung konnte sich retten. Aber das ist, wie gesagt, wahrscheinlich nur eine Legende.

An Tagen, an denen die Gangars verlassenen liegen und kein Dampfer den Hafen verläßt — und in den letzten Monaten sind diese Tage häufiger geworden — steht der alte Georges am Molo, raucht seine Pfeife und erzählt. Ein Kreis von arbeitslosen Matrosen,

Stiefelputzers Rache



Trimmern auf Urlaub und herumlungern den Lagenischen umgibt ihn. Sie wissen schon warum; Georges versteht zu erzählen wie fein und richtig. Die ganze Rauberwelt der Südsee, die Wunder Chinas und Schönheiten Japans erstehen vor ihren Augen. Aufregende Tigerjagden im malaisischen Dschungel und Erlebnisse in verschwiegenen Gassen von Bombay. Das haben sie alles schon selbst erlebt — und doch wird es anders, wenn Georges davon berichtet. Was muß der alte Abenteuerer nicht schon alles hinter sich haben! Maudmal verirrt sich auch ein Hafenpolizist in diesen Kreis. Der will etwas sagen, aber dann schüttelt er den Kopf und geht davon. Mag Georges nur reden, wenn es ihn freut!

Ich hatte das Vergnügen, am Osterfonntag 1930 Georges' Bekanntschaft zu machen. Bientlich trübselig und verlassen stand er am Pier und blickte in das Wasser hinab. Wahrscheinlich vermüht er sein gewohntes Publikum, denke ich und fordere ihn auf, im nächsten „Vistrot“ mit mir einen Pernod zu trinken, in der Hoffnung, einige seiner Erlebnisse zu hören. Aber Georges bleibt stumm, schaut in sein Glas und spricht kein Wort. Erst nach und nach erfahre ich es: Heute, am Osterfonntag, wäre sein Marcel dreißig Jahre alt geworden. Wenn nicht... ja, wenn nicht! Schweigen. Aber er habe doch wenigstens die Erinnerung an die Abenteuer seines Lebens, seine Fahrten, die ganze Welt, wende ich ein; er wisse doch wenigstens, daß er gelebt und gesehen hat!

Er blickt mich an und aus seinen Augen ist alle südländische Fröhlichkeit verschwunden. „Sehen Sie dort die Felsen des Chaieau d'If?“ sagt er und weist mit der Hand auf die Insel des Monte Christo, „an meinem fünfzigsten Geburtstag hat mich ein Freund in seinem Segelboot hingeführt. Meine erste und letzte „Weltreise“ — und mir war gar nicht gut dabei!“

Und wie er mein Erstaunen sieht, fügt er hinzu: „Das wundert Sie wohl, weil ich immer so viel von meinen Abenteuern erzähle? Aber machen es die anderen nicht genau so? Die vom Elend schreiben, wissen nicht, was Elend

ist, und die soviel vom Krieg erzählen, haben ihn auf der Cannebiere, im Café Riège, mit-erlebt. Mir ist sonst nichts geblieben: nur die Freude am Erzählen und das letzte Halteau. Jetzt wissen Sie, warum ich mir beides nicht nehmen lassen will. Sie werden mich verstehen. Denn Ihr von Brüben versteht solche Dinge immer besser als wir. Obzwar...“

„Obzwar Ihr mir meinen Marcel genommen haben“, wollte er wohl sagen. Aber er spricht kein Wort und reicht mir über den Tisch herüber seine Hand.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 276.
Von Josef Hyna, Hostomitz, Original.

Schwarz: Kc4, Tc3, d8, Lel, h5, Sf3, f7. (7)



Weiß: Kc4, Tc3, g5, La7, f5, Sb5, d7. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 273: Se8—d6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Schöffel Anton, Schöbritz; Tepper Franz, Karlsbad; Proch Anton, Predlitz; Burkert Franz, Schönau b. Neutitschein; Uibert Erich, Klutschkau; Trepsch Waldemar, Kleinjezd; Sturm Heinrich, Brünn; Demel Rudolf, Schirmdorf; Ganiner Josef und Schamfuß Erwin, Eulau; Schindler Robert, König Rudolf, Habl Erwin, Chimiak Theodor, Lohmüller Hans, Holfeld Otto, sämtlich Nesterstz; Lepski Franz, Kaplitz; Müller Karl, Krochwitz; Hanisch Anton, Kunnersdorf b. Zwickau; Eichler Otto, Drakowa; Tesaf Franz, Suchel; Robek Franz, Kwiktau; Kraus, Gerhard, Turn.

Partie Nr. 102.

Englisch.

Gespielt im Turnier der Arbeiter-Schachvereine in Prag 1936.

Weiß: Dvorák, Schwarz: Česplva.

1. c2—c4 Sg8—f6
2. Sb1—c3 Sg7—e6
3. e2—e4 d7—d5
4. e4—e5 d5—d4
5. e5xf6 d4xc3

6. b2xc3. An dieser Stelle kann auch fxc7 gespielt werden, Weiß wählt jedoch das energischere Spiel.

6. Dd8xf6 Dd8—b6
7. Sg1—f3 b7—b6
8. g2—g3 Lc8—b7
9. Lf1—g2 Sd8—d7
10. d2—d4 Lf8—d6

Besser dürfte zuerst c7—c5 sein.

11. Lc1—g5 Df6—g6
12. Sf3—h4 Dg6xf5
13. Lg2xb7 Td8—b8?
14. Lb7—c6 Dg5—e7

Schwarz spielt sehr leichtsinnig, es wäre noch jetzt an der Zeit gewesen, um Td8 zu spielen mit nachfolgender Rochade.

15. Dd1—a4 a7—a5
16. 0—0—0 Weiß bringt nun die

Türme ins Spiel.

16. Td8—d8
17. f2—f4 Ld6xf4+

War nicht am Platze, 0—0 war wohl immer vorzuziehen.

18. Kc1—b2 Lf4—g5
19. Sb4—f3 Lg5—f6
20. Sf3—e5 Lf6xe5
21. d4xe5 f7—f6?
22. Td1xd7! Schwarz gibt auf, da

nun eine Figur und damit die Partie verloren geht.